

Seeabenteuer-Roman Nr. 702

Seewölfe

Piraten der Weltmeere

Sean Beaufort

Gegenschlag



Impressum

© 1976/2021 Pabel-Moewig Verlag KG,
Pabel ebook, Rastatt.

eISBN: 978-3-96688-124-1

Internet: www.vpm.de und E-Mail: info@vpm.de

Sean Beaufort

Gegenschlag

Das entscheidende Duell auf der Sandbank

Khande Rao, der Leibwächter Shastris, hatte in der kurzen Zeit seiner Laufbahn vieles gesehen und erlebt. Ihm war nichts mehr fremd. Aber er dachte an die Zeit, in der es keinen Shastri mehr geben würde - und die Angst packte ihn wieder.

Drawida Shastri kannte keine Regeln, keine Gesetze und keine wahre Freundschaft. Vor dem eigenen Leben schien er ebensowenig Achtung zu haben wie vor dem aller anderen Menschen. Daß er immer noch lebte, unverletzt und mit einem Mut, der an Wahnsinn grenzte, war den Göttern zuzuschreiben.

Sie schienen ihn zu lieben. Oder sie waren selbst erstaunt, daß ein schwacher Sterblicher aus den schlimmsten Tiefen immer wieder lebend auftauchte und seine Untaten fortsetzte.

Eines Tages, das war seine Überzeugung geworden, würde er, Khande Rao, im Bannkreis von Shastri elend sterben ...

Die Hauptpersonen des Romans:

Drawida Shastri - dem falschen Sultan schwant Unheil, als er mit der gestohlenen Prunkgaleere auf einer Sandbank aufläuft.

Daya Ran - kann von Glück sprechen, als er mit seinem Fischerkahn und seinen beiden Kameraden einem heimtückischen Anschlag entgeht.

Old Donegal O'Flynn - blickt wieder hinter die Kimm und entdeckt erst einen Riesenkraken und danach ein badendes Ungeheuer.

Edwin Carberry - verzichtet auf den Profoshammer und verteilt nur „die jüngere Schwester“ seines Hammers - eine Ohrfeige.

Philip Hasard Killigrew - hat im Säbelduell einen schweren Stand, aber dann siegt sein Stehvermögen.

Inhalt

Kapitel 1
Kapitel 2
Kapitel 3
Kapitel 4
Kapitel 5
Kapitel 6
Kapitel 7
Kapitel 8

1.

Der neue Herrscher über die „Stern von Indien“, Drawida Shastri, hörte zufrieden das Klatschen der Peitschen auf den Rücken der Galeerensklaven und die ächzenden, stöhnenden Schreie der Angeketteten.

Der Mann, der den Takt schlug, fluchte laut, denn die langen Riemen wurden unregelmäßig bewegt, schlugen gegeneinander und tauchten nicht richtig ein. Die Galeere, deren beide Segel gesetzt waren, lag auf Südkurs.

Plötzlich killten die Segel. Laute Schreie hallten über das Deck. Bis die Segel wieder voll standen, dauerte es endlos lange.

Drawida Shastri saß auf dem prächtigen Sessel des Sultans, im Schatten des großen Baldachins, dessen Prunk langsam verging. Die leuchtenden Farben blichen aus, Salzwasserspritzer und Stockflecken wurden immer größer.

„Sie können nicht einmal segeln, diese Bastarde“, murmelte Shastri und fluchte.

Die prächtige Galeere hatte sich geleert. Die gefangenen Engländer, diese ungläubigen Fremden, die an allem Elend schuld waren, würden ihr Schicksal in der Schwefelmine beenden. Er, Drawida, hatte seine Rache voll ausgekostet. Er konnte sich darauf verlassen, daß keiner der Fremden, die ihn um einen unvorstellbar großen Schatz gebracht hatten, die Fronarbeit in der Mine überleben würde.

Noch immer hallte in seinen Ohren das berstende, krachende Geräusch nach, mit dem sich der metallbeschlagene Rammsporn der Galeere in das Ruder der Schebecke gebohrt und das Holz zerstört hatte.

„Und bald werde ich selbst ihnen zeigen, wie man richtig pullt, bei der Schwarzen Pockengöttin!“ stieß Shastri hervor.

Solange sie sich nicht an der östlichen Küste von Ceylon verstecken und von dort ihre Beutezüge ausführen konnten, blieb seine Unruhe, seine Furcht vor den bewaffneten Dhaus des Sultans von Golkonda. Vor kurzer Zeit hatten sie die Bucht bei Kavali verlassen und waren weit draußen auf dem Meer auf Südkurs gegangen.

Über eine mißliche Tatsache waren sich Shastri und seine wenigen wirklich treuen Vertrauten einig: Keiner der Männer, die jetzt die Galeere besetzt hielten und es sich in der prachtvollen Einrichtung gutgehen ließen, verstand allzuviel von der Seefahrt. Nur das Pullen war eine sichere Fortbewegungsart.

„Bei den acht kalten und heißen Höllen“, sagte der dürre Aschadhara, der mit zwei Pokalen Wein aus dem Niedergang herauftappte, „nicht mal unsere eigenen Männer können richtig pullen. Wir werden bis zum Versteck ein paar Jahre brauchen.“

„Wenn wir mit dieser Mannschaft überhaupt jemals hinkommen“, antwortete Shastri düster.

Der Schatz war verloren. Endgültig. Das Schiff, das die Portugiesen übernommen hatten, würde lange in der flachen Dschungelbucht liegen müssen, denn die Reparatur des Ruders war alles andere als einfach. Das wußte Shastri, und überdies hatte es der Capitán Luis de Xira gesagt.

Zwar stand der Wind günstig, aber die Galeere mußte die Gewässer vor Madras passieren. Und dort lauerten noch mehr Männer, die dem Sultan berichten und die „Stern von Indien“ jagen würden. Jedes einzelne kleine Fischerboot bedeutete eine Gefahr, denn Fischer hatten besonders wachsame Augen. Schon jetzt befand sich die

„Stern“ weit von Land entfernt, auf einem Weg über die See, die Shastri und den wenigen Getreuen unbekannt war und gespenstisch erschien.

Shastri nahm einen langen Schluck vom kühlen, säuerlichen Wein und fragte: „Wie steht es? Hast du durchzählen lassen? Wie sieht es mit den Leckerbissen der Sultansküche aus?“

Aschadhara bewegte unruhig seine langen Finger um den edelsteinverzierten Stiel des Pokals und erwiderte zögernd: „Wir sind einundsechzig Männer. Fünfundzwanzig Sklaven sind an den Riemen. Sie waren angekettet, und wir haben sie nicht befreit. Also hast du noch fünfunddreißig Getreue, Drawida.“

„Und zehn Geschütze“, sagte Shastri. „Auf jeder Seite.“

Aschadhara lachte hoch und schrill: „Ich würde, o Herrscher der Galeere, nicht mit den Geschützen rechnen. Zwar gibt es Pulver und Kugeln, aber zuletzt haben die Fremden und die besten Soldaten des Mannes von Golkonda damit geschossen. Hier an Bord wirst du kaum einen Mann finden, mich eingeschlossen, der ein solches Rohr abfeuern kann.“

Er trank, ließ eine längere Pause eintreten und fügte dann wenig begeistert hinzu: „Na ja, abfeuern, das kann ich. Aber ob ich treffe oder das Rohr zerstöre, das weiß ich nicht.“

Sie blickten gleichzeitig nach Steuerbord, wo die fernen Ufer der Koromandelküste unerträglich langsam vorbeizogen.

„Und wie voll sind die Proviantlasten, Aschad?“ fragte Shastri.

„Wenn wir soviel Proviant und Frischwasser hätten wie Pulver und Kugeln, Drawida“, erwiderte der Dürre mit unheilverkündender Stimme, „dann würden wir bis ans Ende der Welt segeln können, wo immer das liegt.“

„Kommen wir mit den Vorräten an Madras vorbei, denn weiter südlich können wir an Land gehen?“ fragte der Mann mit den großen, brennenden Augen.

„Wenn wir es müssen“, entgegnete Aschadhara. „Ich habe schon Wein statt Wasser in unseren überaus herrlichen Pokalen, Herr.“

Shastri und Aschadhara blickten einander schweigend an und zuckten dann unbehaglich mit den Schultern.

„Zu allem Überfluß ändert sich auch das Wetter. Ich sehe Sturmwolken“, äußerte Drawida Shastri nach einer Weile des Schweigens.

„Sturm kann gut sein oder schlecht“, meinte Aschadhara. „Er füllt die Segel und treibt uns weit nach Süden. Oder die Sturmgötter, die im Monsun schwer zu beschwichtigen sind – wie jedermann weiß –, bringen Unheil über uns.“

„So ist es.“

Zwar waren sie alle schon häufig an Bord größerer oder kleinerer Schiffe gewesen, und kaum einer vertrug das Schaukeln und Stampfen nicht, aber von fünfunddreißig Männern waren bestenfalls ein halbes Dutzend wirkliche Seeleute. Wenn sie im weiten Bogen Hafen und Küste von Madras umfuhren, und das hatte Shastri vor, war jeder weitere Tag auf See ein Wagnis. Andererseits drohte ihnen der Tod, denn sie kannten die Wut des echten Sultans.

Was konnten sie tun, um den Zustand zu ändern? Was blieb ihnen übrig?

Shastri leerte den Pokal und schüttelte den Kopf. Sein schwarzes Haar flog herum. Er hielt sich links an der Armlehne fest und sagte: „Wir pullen und segeln heute, so gut es geht. Und die Nacht hindurch. Am nächsten Morgen suchen wir eine Quelle, einen Fluß oder ein Fischerdorf. Dann holen wir uns Wasser und Proviant.“

Drawida nickte dem Freund zu, stand auf stieg den Niedergang hinunter und fühlte, wie die Angst in ihm

wieder hochkroch wie die Schlange aus dem dunklen Korb. Er ging zur Kombüse und ließ aus dem Weinflaß seinen Pokal vollaufen. Dann begab er sich in die Prunkkammer des Sultans.

Er wollte trinken und tief schlafen, sich in seinen Träumen verkriechen. Dann würde der Tagtraum vom Sultan und seinen Bewaffneten, die ständige Angst, sich ändern und einem anderen Traum weichen: einer Vorstellung in leuchtenden Farben, welches freie Leben sie an Ceylons Küste führen würden.

In seine unnebelten Träume hinein verfolgte ihn wie der Schlag eines rachsüchtigen Herzens der Takt, mit dem sich die langen Riemen bewegten und die Galeeren nach Süden schoben. Ohne daß er es merkte, wuchsen die Wellenkämme höher und höher. Weiße Dreiecke aus Schaum begannen sich abzuzeichnen.

Nahinda saß mit angespannten Muskeln neben Khande Rao und versuchte, nicht aus dem Takt zu geraten, ebenso wie sein Nebenmann. Sie befanden sich im untersten Ruderdeck. Zwischen den angeketteten Sklaven pullten Männer aus Shastris Begleitung.

Sie hatten eingesehen, daß es ohne diese schweißtreibende, auszehrende Arbeit nicht vorwärtsging.

Seit die Engländer von Bord waren, gehörte den Indern die Galeere. Aber ihnen gehörte jetzt auch die Arbeit - jede Arbeit. Nicht mal ein alter Mann erschien und verteilte muffigen Reisbrei und Wasser.

Nahinda fühlte, wie sein Magen knurrte.

„Ich weiß nicht, ob wir das Richtige tun“, sagte er nach einiger Zeit. Schweiß lief über sein Gesicht und über den Rücken.

„Wir rudern richtig“, antwortete Khande Rao halblaut. „Besser als die verlausten Sklaven.“

„Das meine ich nicht“, murmelte sein Nachbar nach einigen weiteren Riemenbewegungen. Jede Bewegung war höllisch anstrengend, und die nächste war noch schlimmer. Und so würde es weitergehen, bis sie endlich jemanden einfingen und an die Ducht schmiedeten.

„Was meinst du?“

Zwei Dutzend der besten und stolzesten Krieger um Shastri, die alle Abenteuer, Überfälle, Jagden und Schußwechsel überlebt hatten, saßen mehr oder weniger freiwillig auf den Ruderbänken und schufteten. Jeder sehnte ein rasches Ende dieser schweißtreibenden Arbeit herbei. Je früher, desto besser, gleichgültig unter welchen Umständen.

Es war eines freien Mannes unwürdig, zwischen namenlosen Sklaven zu hocken und an den schweren Riemen aus rissigem Holz zu zerren, und das auch noch nach einem Takt, dessen Schnelligkeit ihnen das Mark aus den Knochen sog.

„Ich meine, daß wir das Schiff an Land steuern und uns zu Fuß in alle Richtungen zerstreuen sollten“, sagte Rao keuchend. „Oder willst du bis zum Ende deines Lebens hier schuften?“

Nahinda lachte hustend. Im Inneren des Schiffes, ganz besonders im tiefergelegenen Ruderdeck, stank es wie über einem Abtritt.

„Nicht mal bis zum Ende des Tages, Rao“, erwiderte er schaudernd.

„Also.“ Sie bemühten sich wieder, den schweren Riemen im Takt zu bewegen. „Und das verlangt Shastri von uns, bis wir in Ceylon sind. Und warum?“

Seit die Galeere aus dem Schlick der seichten Bucht freigekommen war und sich wieder auf offener See befand, versuchten die Anhänger des falschen Sultans, sich über ihr weiteres Leben klarzuwerden. Nicht einer wollte an

Land ein Feld bestellen, fischen oder einer schweißtreibenden Arbeit nachgehen.

Aber sie wollten sich nicht bis zum Ende der Tage im Schiff, innen oder an Deck, abquälen. Nur die Angst vor einem qualvollen Tod hielt sie an Shastris Seite. Die Rache des echten Sultans würde furchtbar sein. Erhielten sie einen schnellen Tod, dann würde das eine Gnade sein, ein leichter Schritt in das nächste Leben. Aber alles, was sie sich vorstellen konnten, war schlimm und aussichtslos. Also pullten sie hier im stinkenden Schiff weiter.

„Weil er genausoviel Furcht hat, geköpft zu werden“, entgegnete Nahinda. „So einfach ist diese Frage zu beantworten.“

„Und weil wir die gleiche Angst haben“, sagte Rao.

Sie schwiegen und pullten weiter. Durst und Hunger nahmen zu.

Einige Stunden später tauchte Aschadhara unten auf, hob die Arme und schrie: „Der Monsun ist stark genug! Hört auf! Bis zur Dunkelheit sind wir mit den beiden Segeln schnell genug. Und denkt nicht, daß wir viel zu essen haben. Kommt an Deck.“

Er hielt sich die Nase zu.

Khande Rao und Nahinda zogen ihren langen Riemen mit einiger Mühe ins Schiff und vertäuten ihn, so gut sie konnten. Dann beeilten sie sich, das stinkende Unterdeck zu verlassen und in den Bereich frischer Luft zu gelangen.

Mittag war längst vorbei. Im Ruderdeck verloren sie alle das Gefühl für die Zeit, für die Stunden, für Tag und Nacht. Sie erinnerten sich nicht mal deutlich, wann sie aus der Bucht aufgebrochen und wie lange sie schon auf See waren. Dem Hunger und Durst nach waren es einige Wochen, sagte sich Rao und blickte sorgenvoll nach Nordosten.